



Stefan Hornbostel

Exzellenz und Evaluationsstandards im internationalen Vergleich

*Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit*

Was Goethe 1827 mit Sehnsucht, Ironie und einer gehörigen Portion Fehleinschätzung in den *Zahme[n] Xenien* zu Papier brachte, ließe sich ohne Weiteres auch als Epigramm auf die Evaluationsdebatte in der Wissenschaft lesen: Die Vermutung, dass es andersorts besser sei – weil unbelastet von ständischen Relikten jahrhundertelanger Mandarinenherrschaft und Aufständen gegen selbige –, ebenso wie die Täuschung über die tatsächlichen Verhältnisse andernorts und der gleichwohl sehnsüchtige Blick auf die Verhältnisse in der Fremde charakterisieren zumindest die deutsche Diskussion um Evaluation.

Evaluation ist nicht neu – sofern man darunter verfahrensförmig bereitgestellte Informationen zur Bewertung von Wissen und Erkenntnis und auch ihrer institutionellen und personalen Träger versteht. Seit knapp 500 Jahren begleiten Evaluationen die neuzeitliche Wissenskultur. Die frühen Formen, wie der *Index librorum prohibitorum*, stützten sich noch auf die Autorität der katholischen Kirche und den universalen Anspruch der Theologie, auch wissenschaftliches Wissen auf Kompatibilität mit religiöser Dogmatik (und damit vermeintlich auch Wahrheit) prüfen zu können. Dem folgten Verfahren organisierter, wissenschaftlicher ›Selbstzensur‹ (durchaus im Spannungsfeld von Staat und Kirche), wie sie erstmals in Gestalt des ›Peer-Review‹ im 17. Jahrhundert von der Royal Society eingeführt wurden. In der Wirtschaft entwickelten sich im 19. Jahrhundert fortan die ersten Formen systematischer und öffentlich verbreiteter Bewertungen von

Marktakteuren – Bewertungen, die selbst im Markt gehandelt wurden und deutlich Tendenzen der Oligopolbildung, aber auch der Produktion von Selffulfilling Prophecys aufweisen.

Für das Wissenschaftssystem stellte sich die Frage, auf welche Weise jene Leerstelle, welche die Erosion der theologischen ›Wahrheit‹ hinterlassen hatte, im Rahmen der Selbststeuerung einer autonom gewordenen Wissenschaft zu füllen sei. Der Rekurs auf einen säkularen Wahrheitsbegriff führte schnell in unauflösbare Zirkel. Die Einsicht, dass letztlich das als wahr angenommen wird, was Wissenschaftler einigermaßen konsensual für wahr halten, führte dazu, dass das soziale System der Wissenschaft mit seinen Reputationshierarchien als Ersatz für Wahrheitskriterien erhalten musste. Hier hat auch die Rede von der Exzellenz ihren Ursprung. In einer meritokratisch orientierten Gesellschaft steht eine mehr oder weniger ständische Wissenschaftsverfassung allerdings in einem legitimatorischen Dauerkonflikt. Er ist nur stillzustellen, wenn sich zeigen lässt, dass die soziale Verfassung auch der Erkenntnisproduktion dient. Dass ebendies der Fall ist, zumindest wenn alle Beteiligten den Ehrenkodex der Wissenschaft, das wissenschaftliche Ethos nicht verletzen, versuchte der amerikanische Soziologe Robert K. Merton zu verdeutlichen. Das Streben der Wissenschaftler nach Reputation führt bei funktionierenden Institutionen zu größtmöglichem Fortschritt. Allerdings blieb dies nicht ohne den Hinweis auf die Labilität der Konstruktion: Wissenschaft habe durchaus pathogene Züge. Das führt dazu, wie Niklas Luhmann trefflich paradoxierte, dass die Orientierung an Reputation nicht selbst in guten Ruf kommen darf. Die Evaluation der ostdeutschen Hochschulen nach der Wende kann als eindruckliches Beispiel gelten für die Vermutung einer schweren Erkrankung durch politische Unterwanderung der Selbststeuerung des Wissenschaftssystems.